

RESIDENZENFORSCHUNG

Herausgegeben von der Residenzen-Kommission
der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

Band 20



Jan Thorbecke Verlag

DER HOF UND DIE STADT

Konfrontation, Koexistenz und Integration
in Spätmittelalter und Früher Neuzeit

9. Symposium der Residenzen-Kommission
der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

veranstaltet in Zusammenarbeit mit der
Historischen Kommission für Sachsen-Anhalt,
dem Institut für Geschichte der
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
und dem Deutschen Historischen Institut Paris

Halle an der Saale, 25.–28. September 2004

Herausgegeben von
Werner Paravicini und Jörg Wettlaufer



Jan Thorbecke Verlag

Zusammenfassung

ANDREAS RANFT

I

Gleich im ersten Referat von Jörg Wettlaufer wird herausgearbeitet, was in den Augen der Zeitgenossen alltägliche Erfahrung und Anspruch war: der residierende Hof konnte ohne die Stadt nicht existieren. Mehr noch, er war nach ihrem Verständnis ohne die Stadt überhaupt nicht zu denken, wie in dem von Ulrich Schütte vorgestellten Entwurf Albrecht Dürers einer königlichen Stadt sehr deutlich zum Ausdruck kommt; dort wird die Stadt zum integralen Teil des Schlosses, beides zusammen gerät zu einem funktional gegliederten Ganzen. Es ist alles da, die notwendige Infrastruktur für Unterbringung, Verkehr und Versorgung, Raum für die Selbstdarstellung, die Einrichtungen zum Schutz und zur Organisation all dessen; und es sind auch die sozialen Gruppen berücksichtigt, die darin leben und alles am Laufen halten: von den Handwerkern und Gewerbetreibenden über die Kriegsknechte bis zu den Rängen der höfischen Gesellschaft. Alles bloße Fiktion und Theorie?

Das, was wir heute sehr schnell als typisch städtische Architektur und Behauptungsgeste gegenüber jedweden Herrschaftsanspruch von außen zu interpretieren geneigt sind, läßt solche Vorstellungen als reale Deutungsoptionen jener Zeit durchaus zu, wenn wir beispielsweise mit Matthias Müller den Rathausbau mit Festsaal, Loggia und Turm auch als Repräsentationsbau des Fürsten zu deuten vermögen einschließlich seiner ambivalenten Nutzungsfunktion, d. h. neben seiner Funktion als Sitz des Rates und politisches Zentrum der Kommune zugleich Ort der Huldigung und fürstlicher Repräsentation zu sein, wie auch Heiko Laß mit seinem Beitrag zu Dresden und Coburg deutlich macht. Oder denken wir an die städtische Pfarrkirche als Ort herausragender kommunaler Identitätsstiftung, die uns in solchen Zusammenhängen als Stiftskirche entgegentreten kann, wenn wir mit Renate Kohn beispielsweise den strikten Eingriff Herzog Rudolfs IV. in das eigentlich unter Aufsicht der Stadt stehende Bauprogramm der Wiener Stephanskirche verfolgen, dessen herrschaftlich-propagandistische Absicht zudem mit der Errichtung eines Kollegiatkapitels an dieser Kirche einhergeht. Eben solches kann Arnd Reitemeier in seiner Studie über den Hof und die städtische Pfarrkirche anhand eindrucklicher Fälle des 14. und 15. Jahrhunderts zeigen, daß deren Erhebung zur Stiftskirche dem Fürsten ein sakrales Zentrum in der Stadt verschafft, das neben herausgehobener Präsenz bei kirchlichen Festen (Messen, Prozessionen, Hochzeit, Begräbnis usw.) über die Einrichtung einer Grablege das fürstliche Geschlecht mit seiner umfassenden Memorialfunktion auch in das Gedächtnis der Stadt einbrennt. Ähnliche Eingriffe in ursprünglich kommunale Bauan-

strebungen begegnen schließlich beim Mauerbau, wenn die städtische Mauer den Charakter einer Festungsanlage einnimmt mit besonderer Berücksichtigung von Schloßbau und repräsentativer Torarchitektur. Paris (Andreas Sohn), Dresden, Coburg (Heiko Laß) und Jülich (Guido von Büren) sind hierfür ausdrucksvolle Belege.

II

Was bei Dürer jedoch ausgeblendet bleibt, ist der Umstand, dem besondere Aufmerksamkeit zu widmen ist: Es sind zwei ganz unterschiedliche Gesellschaften, zwei ganz verschiedene, ja oft geradezu antagonistische Systeme – genossenschaftlicher Verband der Bürgergemeinde versus hierarchisch auf den Fürsten ausgerichtete Hofgesellschaft –, die hier aufeinander treffen. Friedliche Koexistenz ist zwar grundsätzlich möglich, Konfrontation zugleich sehr oft unvermeidlich; und Integration findet statt, fordert aber stets ihren Preis. Das Gehäuse und damit auch die Gestalt der Stadt ist im Blick auf funktionale Aspekte jeweils im Kontext dieser spannungsreichen Bezogenheit der beiden so unterschiedlich generierten Milieus zu deuten; mehr noch: sie muß stets neu daraufhin entschlüsselt werden und entzieht sich somit jeder oberflächlichen Betrachtung. Die Beiträge des Symposiums haben dies facettenreich vor Augen geführt.

Wie entschieden das Bürgertum trotz starker räumlicher Durchdringung seitens des Adels und seiner Höfe und eines unmittelbaren Durchgriffs des Fürsten auf das Stadregiment dennoch eine ganz eigene identitätsstiftende Kultur zu entwickeln vermag und das Konzept einer bürgerlichen Ehre in bewußter Absetzung zu adligem – vielfältig den kommunalen Frieden störenden – Ehrverhalten ausbildet, u. a. mit Blick auf Formen und Ansprüche des Konfliktaustrags, zeigt Claude Gauvard am Beispiel Paris. Und selbst dort, wo dem Fürst die eigens gegründete Residenzstadt von Beginn an planvoll nach seinen Vorstellungen auf Residenz und Hof auszurichten gelang, wie das in Wolfenbüttel der Fall war, ist Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und Lüneburg mit zähem bürgerlichem Widerstand konfrontiert, der ganz eigene Vorstellungen vom Nützlichen und Schädlichen für die Kommune entwickelte und durchzusetzen versuchte, wie Barbara Uppenkamp anhand des Ringens um den Bau der Ratswaage am Markt demonstrieren kann.

III

Ungeachtet ihrer Bedeutung stehen jedoch weniger die hier zutage tretenden Antagonismen mit ihren daraus ableitbaren Potentialen für Konfrontation, Blockade oder gar Zerstörung, die zur Dissoziation zweier Systeme führen, im Vordergrund des Interesses; solche hat es – als Sieg der Stadt – immer wieder gegeben, wenn wir an Köln oder an Braunschweig und Lüneburg denken. Viel mehr interessiert das bedeutsame Faktum von Koexistenz und partieller Integration hinter gemeinsamen Mauern gerade wegen der offenbaren Antagonismen, die fürstliche Hoheit und städtische Freiheit in unauflöslichem Widerspruch zeigen. Die militärische Unterwerfung, der Sieg, mit dem der Fürst die Stadt

in seine Macht zwingt und in ihren Mauern Residenz nimmt, markiert nicht das Ende, sondern der Anfang jener heiklen Koexistenz, die Hof und Stadt miteinander eingehen. Michael Scholz hat eben diese Phase am Beispiel der Unterwerfung Halles durch den Magdeburger Erzbischof zur Darstellung gebracht, die am Ende Rat und Stadtherrn durchaus auf Augenhöhe mit Fest und Gegenfest in Residenz und Rathaus begegnen läßt. Das zwischenzeitliche Ringen um städtische Autonomie einerseits und herrschaftlichen Durchgriff andererseits offenbart Mittel und Wege, mit denen Stadt und Stadtherr jenseits von Waffengewalt ihre gegenseitigen Interessen durchzusetzen, zu befestigen und zu markieren bemüht waren: Einerseits fortgesetzter in die Stadt ausgreifender Residenzausbau unter Niederlegung städtischer Bauten wie Hospital (St. Cyriacus) und Pfarrkirche (St. Ulrich) sowie Akte symbolischer Inbesitznahme beispielsweise durch Anbringung des Magdeburger (!) Stiftspatrons St. Mauritius oberhalb des Nordtores, Einschränkung der städtischen Willkür mit Option der Einflußnahme auf die Ratsbesetzung und weitere Festschreibung von Abgaben/Steuern aus den Erträgen der Saline. Andererseits nach Interessenabgleich unter einer zunächst zerstrittenen Bürgerschaft erfolgreiches Bemühen um Sicherung der städtischen Gerichtsbarkeit und »Polizeihoheit« – man suchte städtischerseits der schon bei Claude Gauvard erwähnten zahlreichen Konflikte zwischen Hofleuten und Bürgern mit polizeilichem Durchgriff Herr zu werden – sowie die Behauptung städtischer Freiheiten mit Zugang auch durch den Residenzbezirk zu Mauer, Wasserkunst und Mühle; hinzu kommt die Aufnahme prestigereicher »Gegenbauten« wie der Ausbau des Rathauses, die Errichtung des sog. Roten Turms am Markt und der Neubau der Marienkirche. Es wird offenbar, daß der Fürst die Stadt braucht; ohne Pfänner und »steuernden« Rat konnte er aus der Saline nicht Gewinn ziehen, der Aufschwung des städtischen Handwerks zeigt den großen Versorgungsbedarf des Hofes; der Ausbau der Infrastruktur, die noch mehr umfaßt, dient beiden Seiten.

IV

Jeder der hier angesprochenen Aspekte verdient genauere Beobachtung und Analyse. So schafft die Besetzung des Raumes, wie sie in den konkurrierenden Bauprogrammen beider Seiten zum Ausdruck kommt, keine Befestigung der einmal gewonnenen oder verteidigten Positionen innerhalb der Stadt. Mehr noch als Rathaus, Kirche und Mauer/Tore schaffen die an ihnen liegenden Plätze die Bühne, auf der das stets erneute Ringen um Vorrherrschaft seitens des Fürsten und die Behauptung seitens der Stadt immer neu ausgetragen und entschieden wird. Beeindruckend zeigt Patrick Boucheron in seinem Beitrag über den öffentlichen Raum in Mailand und seine Besetzung, wie schon die unterschiedlichen Benennungen (*corte, piazza*) Gegenstand rivalisierender Bemühungen sind. Hier versucht der Fürst anläßlich der mit Enteignung störender Häuser einhergehenden Umgestaltung des *Corte ducale* schon durch die Umbelegung mit dem semantisch zweideutigen Begriff *piazza* einen Deutungs- und Bestimmungswandel gleichsam persuasiv durchzusetzen, ist darunter doch sowohl der freie Raum vor der Burg zu verstehen als auch der Innenhof der Residenz. Ganz offensichtlich wird schon hier der planende politische Wille, diesen öffentlichen Raum zur Bühne der Fürstenresidenz in der Stadt zu machen. Doch es gelingt

ihm letztlich nicht, die soziale Bestimmung des Raumes vom bürgerlichen Zentrum zwischen Kathedrale, *Broletto* und *Corte ducale* abzukoppeln. Boucheron zeigt, wie es der Stadt mit ihren traditionellen Prozessionen gelingt, von den Stadttoren herkommend und über die Hauptachsen der Stadt ins Zentrum zum Dom ziehend, den städtischen Raum und schließlich den Dom symbolisch aufgeladen immer wieder neu zu vereinnahmen: die städtische Gesellschaft nimmt die versuchte Überformung eines großen Teils politischer Kultur durch den Hof nicht reaktionslos hin; sie setzt den höfischen Festzugsitineraren, bei denen sich der Hof in die Stadt ergießt, eigene bürgerliche entgegen und nutzt den öffentlichen Raum, insbesondere die durch Statuten kaum wirksam reglementierbaren Plätze für jedwede Form bürgerlicher Gegenpropaganda, und sei es nur als »Schauplatz permanenten Rummels«. Gerade die Bedeutung der Prozessionen als politische Manifestation betont auch Harriet Rudolph, deren Beobachtungen zu den Kaiserbesuchen in Dresden auch Dissoziationen zwischen sächsischem Hof und Bürgern offenbar werden lassen und das Rathaus als deren bleibendes Refugium. Interessant ist, daß der Fürst über Farbengebrauch und Itinerar nicht allein eine repräsentative Propaganda nach außen, sondern ebenso in die Stadt hinein kommuniziert. Daß aber im besonderen der Hof bei seinen Festinszenierungen andererseits die Stadt mit Rat und Bürgern beinahe vollständig zu integrieren versteht, zeigt das von Marc von der Höh ausgewählte Beispiel der kleinen Residenzstadt Stolberg. Die Stadt bietet dem Grafenhof neben materieller Infrastruktur auch personale Auffüllung u. a. zur Gewinnung herrschaftlicher Zeremonial- und Feststandards, auf die er zur Aufrechterhaltung eines herrschaftslegitimierenden Lebensgestus angewiesen ist: Ratsfamilien – es fallen die oft besonders ausgesprochenen Einladungen an Ehefrauen und Töchter auf – sitzen am Tisch des Grafen, man tafelt gemeinsam in Schloß und Rathaus, die Prozessionen integrieren nicht nur Stadt- und Residenztopographie, sondern auch beide Gesellschaften, und das auf dem Markt aufgeführte öffentliche Passionspiel spiegelt diese Verhältnisse ebenso durch gemischte Besetzung durch Angehörige des Hofes und Bürger der Stadt.

Daß solche Inszenierungen tatsächlich als handfeste Politik um symbolische Behauptung gegenseitiger herrschaftlicher Machtansprüche und -abgrenzungen verstanden werden müssen, macht die Analyse überlieferter Zeremonialbücher und die sie begleitende Publizistik deutlich, die keineswegs als Belege sozialer Erstarrung verstanden werden dürfen, sondern vielmehr als Zeugnisse einer permanenten Neujustierung der Machtbalancen gelesen werden müssen. Am Beispiel Kölns zeigt André Krischer, wie bis ins Detail um die Festlegung des Einzugs des Erzbischofs gerungen wurde. Konnte die Stadt die Einritte des Erzbischofs, die genuin mit dem Herrschaftsanspruch gegenüber der Stadt verbunden war (Anspruch auf Huldigung), nicht abwehren, mußte sie bemüht sein, das Protokoll und seine propagandistische Ausdeutung zu beeinflussen. Dies gelang ihr beispielsweise durch Einholung/Begrüßung an neutralem Ort, der Rat in höfischem *schwarzen seide mantel mit flawil besetzt*, jeder *einen hubschen hundt* mit sich führend. Ein Ratssekretär verkündete bei der Formierung des Zuges in die Stadt der Bürgerschaft und zahlreichen auswärtigen Gästen und Gesandten, daß dies allein deshalb geschehe, *ein Rhatt zu ehren*, wobei die Hunde in diesem Kontext Zeichen der Bürger für die adlige Ebenbürtigkeit der Kommune waren. Der Einritt, so die Ratssekretäre, habe sich allein auf Wunsch und zu Ehren des Kaisers und *sonst aus keiner gestandener gerechtigkeit* voll-

zogen. Und der Rat, so der Stadtschreiber über die abgelaufenen Geschehnisse, habe keineswegs auf den verspäteten Bischof gewartet, sondern sich am Wein vergnügt. Die erzbischöfliche Propaganda wiederum erwähnt solches nicht. Es bleibt eine offene Frage, ob solche daraus ableitbaren Verhaltenskonzepte und Identitätsbildungen auch in der Literatur der Zeitgenossen ihre breite Resonanz finden, wie es Christian Schneider für die Literatur um den Hof Herzog Albrechts III. von Habsburg am Beispiel von Heinrich dem Teichner und Peter Suchenwirt herauszuarbeiten versucht.

V

Bedeutung und Komplexität gerade dieser Aspekte weisen über den residenzstadttypischen Zusammenhang hinaus und berühren grundsätzlich die äußerst heikle, stets symbolisch aufgeladene Umgangsbalance von Stadtkommune und fürstlichem Hof, denn ganz ähnliche Verhältnisse beobachtet Wolfgang Wüst für die Reichsstädte (insbesondere Augsburg) im Umgang mit Fürstenbesuchen, indem er aus den städtischen Archiven ein umfangreiches, sorgsam gehütetes und stets auf neuestem Stand gehaltenes Wissen zutage hebt über den Einsatz repräsentativer und funktional in die Adelswelt wirkender Stilformen, die neben symbolischen Handlungsoptionen auch die zwischenzeitliche Korrespondenzebene berühren, in der die Anbringung von Titulaturen, Graden und Formeln von großer Wichtigkeit sind. Solches Wissen wirkt nicht zuletzt in die Kommune selbst zurück, indem es auch in der Auseinandersetzung der städtischen Führungsschichten instrumentalisiert wird. Jörg Martin Merz belegt das mit seinem Beispiel der gezielten Besetzung des öffentlichen Raumes durch die auf die Fugger zurückgehenden Brunnenbauten. Einerseits als Wahrzeichen der Stadt zu verstehen, standen sie doch stets der höfischen Sphäre näher, und Merz kann zeigen, wie sie an den Orten ihrer Errichtung mit ihrer repräsentativen Wucht und Symbolkraft als Manifestation der politischen Führungsrolle dieser Familie in der Stadt wirken: sie bedeuteten mit ihrer korrespondierenden Position vor allem eine urbanistische Aufwertung der Fuggerschen Häuser, deren anlässlich der Reichstage vom Kaiser bewohnter Teil als *palatium cesaris* bezeichnet wurde. Daß solches Wissen noch tiefer wurzeln und daher formbildend und identitätsstiftend wirken kann, zeigt Pierre Monnet mit seiner Untersuchung der Reichs(haupt)stadt Frankfurt, deren Identität und Wissen im Umgang mit Herrschaft, adligen Eliten und Hof seit ihrer Zeit als Wahlort, der den Kaiser hervorbringt, gleichsam ungebrochen ist und eine Art dauerhaften »Bedeutungsüberschuß« zu erzeugen vermag, der keineswegs auf konkrete Bindung des Adels und seiner Höfe an die Stadt angewiesen ist. Im Gegenteil beobachten wir auch hier strikte Abgrenzungsbemühungen der Bürger und Distinktionen der Milieus. Der bleibende Überschuß bedarf nicht der gefährdenden Bewahrung in stetem Ringen mit Fürst und Hofgesellschaft, sondern bleibt unantastbar verankert in der bewußt gepflegten *memoria* der Karolinger, die den Ort privilegierten.

VI

Wie aber wirken Hof und Stadt systemisch aufeinander und funktional miteinander? Nicht das Moment der Dissoziation steht wie gesagt damit im Fokus, sondern die Frage nach Koexistenz, nach Chancen und Ebenen sozialer Vernetzung, nach sozialer Mobilität und den spezifischen Bedingung dafür. Systematische Forschungen dazu sind erst jüngst in Gang gekommen; von Referenten des Symposiums (Joachim Schneider¹, Christian Hesse² und Matthias Meinhardt³) liegen erste gewichtige Studien für die Verhältnisse im Reich vor. Joachim Schneider kann hier in einem ersten Überblick herausarbeiten, daß es immer wieder auf allen sozialen Ebenen Verflechtungen von städtischer Führungsschicht und Hofgesellschaft gegeben hat; in Würzburg verzeichnet er beachtliche Überschneidungen zwischen Ratsamt und Hofdienst, beobachtet – teilweise damit verbunden – die Aufnahme von Lebensbeziehungen und zahlreiche bruderschaftliche Verbindungen. Allerdings geschah dies erst im Zuge eines »totalen Elitenwechsels« nach der Schlacht von Bergtheim, der die Stadt ihres bis dahin starken Patriziats beraubte. Der Rat fungierte nunmehr als Mittler zwischen Bürgerschaft und Bischof. Hofämter, Posten gelehrter Räte und Kanzler, Leibärzte und Sekretäre blieben den Bürgern bis auf wenige Ausnahmen jedoch verschlossen. Christian Hesse unterstreicht diesen Befund auf eindrückliche Weise, denn seine breit angelegte prosopographische Untersuchung am Beispiel der Fürstentümer Bayern, Hessen, Sachsen und Württemberg mit ihren zahlreichen Residenzen zeigt, daß die Residenzstädte hinsichtlich der höheren Positionen am Hof kaum als Personalreservoir dienen. Auffällig ist hingegen, daß sich die Höfe zur Besetzung ihrer höheren Positionen die wirtschaftlichen Eliten der Handelsstädte heranziehen, was erklärt, weshalb die untersuchten Residenzstädte nicht über ihre Eliten in den Hof oder in die Herrschaft integriert waren. Für die Fürsten waren die reichen, einflußreichen und gut vernetzten »Unternehmerfamilien« mit ihrem wirtschaftlichen Know-how, ihrem Vermögen, das sie als Kreditgeber und »Mitunternehmer« attraktiv machte und die spätestens in der zweiten Generation juristisches Wissen und akademische Grade erwarben, die alternative Wahl. Erst für eine sehr späte Phase beobachtet Hesse die Einbindung der Bürger der Residenzstädte in solche höheren Ämter mit Anschluß an den Hof. Und es sind dann zumeist die jüngeren aufstrebenden Geschlechter, die diesen Weg gehen und sich auf den Fürstendienst geradezu spezialisieren; und sie tun das in dem Maße, wie sich die fürstliche Verwaltung zunehmend weiter institutionalisiert, differenziert und zentralisiert.

1 SCHNEIDER, Joachim: Spätmittelalterlicher deutscher Niederadel. Ein landschaftlicher Vergleich, Stuttgart 2003 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, 52).

2 HESSE, Christian: Amtsträger der Fürsten im spätmittelalterlichen Reich. Die Funktionseliten der lokalen Verwaltung in Bayern-Landshut, Hessen, Sachsen und Württemberg 1350–1515, Göttingen 2005 (Schriftreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 70).

3 MEINHARDT, Matthias: Dresden im Wandel. Raum und Bevölkerung der Stadt im Residenzbildungsprozeß des 15. und 16. Jahrhunderts, Berlin 2006 (Hallische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters und des Frühen Neuzeit, 3).

VII

Ganz bewußt nicht besetzt war auf dem Symposium die Frage nach Versorgung, Aufwand, wirtschaftlicher Kooperation und Integration. Sie ist dem nächstfolgenden Symposium über »Hofwirtschaft/L'économie de la cour« vorbehalten, auf das hier ausdrücklich verwiesen wird. Wie bedeutsam dieses Forschungsfeld aber auch für unsere hier aufgeworfenen Fragestellungen ist, bezeugt Sybille Schröder mit ihrer Studie über den städtischen Einfluß auf die materielle Hofkultur Heinrichs II. von England, wenn sie den Fokus gleichsam auf die personelle Verflechtung des Hofes mit der Stadt an ihrer empfindlichen Schlüsselstelle der Ressourcenzuführung von Ehrkapital und Elementen der Distinktion und Exklusivität richtet. Denn bemerkenswerterweise werden die benötigten Luxusgüter (Textilien, Schmuck, Pelze usw.) nicht direkt vom Hof erworben, sondern von den Londoner Sheriffs, die dabei überraschend selbständig im Auftrag des Königs handeln. Sie fungierten eben nicht allein als Kreditgeber, sondern beeinflussten zudem deutlich Auswahl und Ausgestaltung der Waren. Aus der Schicht der Londoner Großkaufleute stammend und dort familiär und geschäftlich fest eingebunden, unterhielten sie enge Beziehungen zum Hof und schufen die Verbindungen zur Stadt und den exklusiven Moden ihrer Oberschicht.

VIII

Geben und Nehmen waren in diesem Spiel der Kräfte nie gleich verteilt. Die Machtbalance in den Residenzstädten entsprach den je spezifischen Kräfteverhältnissen, die nicht selten in Bewegung geraten und sich verschieben konnten. Dennoch ist die Frage nach Gewinn und Verlust hilfreiches Instrument, die Bedeutung dieser bemerkenswerten Verbindung zweier so unterschiedlicher Lebenswelten für die Entwicklung dieses einzigartigen Städtetypus schärfer herauszuarbeiten und auch das Besondere im Blick auf die Entwicklung von Stadt und Hof tiefer zu ergründen. Sie zwingt erneut zur Differenzierung und lenkt den Blick auf die verschiedenen Ebenen dieses komplexen Prozesses, die gut mit vier Untersuchungsfeldern (sozial, wirtschaftlich, politisch-administrativ, kulturell) erfaßt werden können⁴. Matthias Meinhardt hat das insbesondere mit dem Blick auf die Stadt in

4 Vorgeschlagen werden für einen analytischen Zugriff, auf den sich mehrere Beiträge beziehen: 1. *Das soziale Feld*: Hier geht es darum, zu erkennen, wie die sozialen Systeme Hof und Stadt strukturiert waren und wie sie aufeinander reagierten. Koexistierten sie lediglich oder kam es zu sozialen Vernetzungen, und wenn letzteres der Fall war, auf welcher sozialen Ebene und in welchem Ausmaß geschah dies? Ferner ist auch nach quantitativen Entwicklungen zu fragen: Wuchs die Bevölkerung der Stadt durch die Residenzbildung oder dehnte sich vielleicht die Bedienstetenzahl des Hofes aus, sobald man einen Teil der Mobilität zugunsten ortsfester Herrschaftsausübung und Hofhaltung aufgab? Insofern quantitative Ausweitungen zu beobachten sind, stellt sich die Frage, ob hiervon alle Bereiche betroffen waren oder lediglich ganz bestimmte, womit sofort wieder die Frage nach den Ursachen aufgeworfen wird. 2. *Das wirtschaftliche Feld*: Ähnlich wie auf dem sozialen Feld ist auch hier nach der jeweiligen Struktur von Hof und Stadt sowie nach den Veränderungen zu fragen, die sich aus dem Aufeinandertreffen beider Systeme ergaben. Insbesondere interessiert, ob Residenzbildung ökonomische

einem ersten Anlauf zu unternehmen versucht, wobei er zu Recht der Residenzbildung im Vergleich zu anderen Städten unbestreitbare beschleunigende Wachstumskräfte attestiert. Überdurchschnittliche Bevölkerungszunahme, Topographie und Städtebau spiegeln diese ebenso wie kulturelle, wirtschaftliche und rechtliche Entwicklungen. Jedoch dürfen diese Veränderungen nicht uneingeschränkt als Vorteil für die Stadt und ihre Bürger verstanden werden. Meinhardt spricht im Zusammenhang der Residenzbildung für die Stadt vorsichtiger von Chancengewinn und verbindet sie mit der nachvollziehbaren These von einem damit einhergehenden Autonomieverlust, der von der partiellen rechtlichen Einschränkung (hinsichtlich Bürgerrecht, Ratsautonomie, Patronate, Gerichts-, Bau-, Steuer-Haushalts- und Innungswesen) und »Verengung von bürgerlichen Verfügungsräumen« bis hin zur völligen Aufhebung der Selbständigkeit der Bürgergemeinde gehen konnte. Die Beobachtungen insbesondere von Claude Gauvard, Michael Scholz und Patrick Boucheron bestätigen seinen nachdrücklichen Hinweis, die Abwesenheit von Gewalt mit einem harmonischen Verhältnis zwischen Stadt und Hof im Prozeß der Residenzbildung nicht zu verwechseln. Die Bürger der Stadt haben den Wandel im Zuge der Residenzbildung oftmals eher als Krise erlebt.

Innovationen mit sich brachte, welche Sektoren der Wirtschaft von der Anwesenheit von Hof und Verwaltung profitierten, welche hingegen nicht, und ob Fürst und/oder Stadtführung eine gezielte, residenzstadtspezifische Wirtschaftspolitik betrieben. 3. *Das politisch-administrative Feld:* Zunächst ist zu prüfen, ob es politische Widerstände seitens der Stadtherren gegen die Residenzbildung in der Stadt gab oder sich vielleicht umgekehrt besondere Bemühungen um die Anwesenheit von Höfen in der Stadt ausmachen lassen, worin zweifellos etwas zu erkennen wäre, was man heute »Standortpolitik« nennen würde. Des weiteren geht es auf diesem Feld darum, ob und in welcher Weise die häufige oder permanente Anwesenheit eines Hofes und territorialer Herrschaftsinstitutionen in der Stadt zu Veränderungen der Machtverteilungen und der Herrschaftsformen führte. Darüber hinaus soll erkundet werden, ob sich Modernisierungs- oder andere Wandlungsschübe in der Verwaltungspraxis beobachten lassen. Die formale und inhaltliche Entwicklung höfischer und städtischer Schriftlichkeit könnte hier zu wichtigen Erkenntnissen führen. Schließlich ist auch von Interesse, ob es den Stadtbürgern gelang, aus dem Status als »Residenzstädter« (außen-) politisches Kapital zu schlagen? 4. *Das kulturelle Feld:* Hierbei geht es weniger um die viel bemühten und bereits vielfach untersuchten Impulse auf die Entwicklung der Baukunst, der Malerei, der Musik, dem Theater, der Literatur u. a. m., die man der Hofhaltung und Residenzbildung gemeinhin zuschreibt. Gemeint ist hier etwas anderes: Stadt und Hof waren auch kulturelle Systeme mit jeweils spezifischen Lebensstilen, Kommunikationsformen und Zeichensprachen. Sie unterschieden sich beispielsweise in heraldischen Ausdrucksformen, Bekleidungs-, Wohn- und Sprachstilen, eigenen Ritualen und individuell ausgeformten Zeremoniell. Weiteres ließe sich hier anfügen. Damit wird die Frage aufgeworfen, ob der Kontakt höfischer und städtischer Welt auch auf diesen Gebieten zu Beeinflussungen und Reaktionen führte. Grenzte man sich stärker ab oder kam es zu Angleichungs- und Nachahmungsprozessen, zum Angriff von Ausdrucksformen aus der jeweils anderen Sphäre? Wandelten sich Lebensstile? Ferner könnte man auf dem kulturellen Feld prüfen, ob sich neben den Ausdrucksformen vielleicht sogar Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmuster veränderten, womit das Feld der Mentalitätsgeschichte berührt wäre. Gab es vielleicht signifikante Unterschiede zwischen der Mentalität der Hofangehörigen und jenen der Bürger, zwischen Residenzstädtern und Stadtbürgern ohne die Nähe zu fürstlicher Hofhaltung, und, wenn ja, wie sahen diese aus, wie entwickelten sie sich?, vgl. MEINHARDT, Matthias, RANFT, Andreas: Das Verhältnis von Stadt und Residenz im mitteleuropäischen Raum. Vorstellung eines Forschungsprojektes der Historischen Kommission für Sachsen-Anhalt, in: Sachsen-Anhalt. Jahrbuch der Historischen Kommission für Sachsen-Anhalt 24 (2003) S. 391–405, bes. S. 399ff.

IX

Das Symposium schärft mit seinem reichen Ertrag den Blick für Probleme und stellt uns weitere Aufgaben. Einige sollen am Ende knapp formuliert werden: 1. Ungelöst ist das Problem der Chronologie. Viele unserer gewonnenen Beobachtungen und Ergebnisse verweisen auf zeitlich verzögerte Entwicklungsprozesse und führen dazu die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen vor Augen. Wir haben uns für die Untersuchung der aufgeworfenen Fragen im Zeitraum vom 12. bis zum 17. Jahrhundert bewegt, haben weite Räume und sehr verschiedene historischen Landschaften durchgemessen und uns dabei im wesentlichen mehr auf das Typologisch-Grundsätzliche konzentriert. Die Fülle der hier aufbereiteten Befunde fordert dazu auf und hilft, in Zukunft für einen notwendigen Vergleich stärker zu differenzieren mit Blick auf Zeit und Raum. 2. Die beeindruckende Breite der vorliegenden Untersuchungsbeispiele, die von den großen westeuropäischen Metropolen (London, Paris) über die wesentlich kleineren Mittel- und Großstädte in Mitteleuropa (Dresden, Coburg, Leipzig, Würzburg usw.) bis hin zu Zwergformen (Stolberg) reicht und eine gute Typenabdeckung bietet, wirft das Problem der Vergleichbarkeit auf. Zu unterscheiden haben wir darüber hinaus die sog. »Retorten-Residenzen« (u. a. Wolfenbüttel oder auch Jülich) von den gewachsenen Residenzen (u. a. Dresden, Wittenberg oder Weimar) und wir müssen bedenken, daß geistliche und weltliche Residenzen ebenfalls sehr unterschiedliche Entwicklungsaspekte bieten. Vorträge und Diskussionen haben solche Probleme ebenso wenig thematisiert wie die Beobachtung, daß Ausweich-, Neben- und Hauptresidenzen aufgrund ihrer Funktionsdifferenzierung Unterschiede in Struktur und Entwicklung aufweisen. 3. Das weite Themenfeld von »Hof und Stadt« hat zuweilen unübersehbar terminologische Unschärfen offenbart. So war beispielsweise nicht immer klar, ob Hof und Stadt als unterschiedliche soziale Systeme begriffen wurden, oder ob nicht eher der Gegensatz vom Fürsten zu einem Rat oder einer ganzen Bürgerschaft gemeint war. Nicht selten wurde bei gleicher thematischer Bezogenheit von Fürst, Hof, Stadtherr, Stadt, Residenz, Residenzstadt, zentralem Ort, Herrschaftsmittelpunkt, Kapitale, Metropole, Hauptstadt usw. gesprochen, was die Vergleichbarkeit der Sujets erschwert. Hier mögen die unterschiedlich angelegten Zeithorizonte eine Rolle gespielt haben, aber die Aufforderung bleibt, die Begriffe weiter zu schärfen. 4. Weitgehend wurden Stadt und Hof als in sich homogene Einzelakteure verstanden, was sich methodisch für unser Symposium als durchaus sinnvoll erwiesen hat und u. U. quellenmäßig gar nicht anders darstellbar ist. Doch es ist wichtig, vor Augen zu haben, daß es immer wieder Fraktionierungen innerhalb der beiden Pole gegeben hat und damit die angesprochenen Macht- und Kräftebalancen sowie Einflusssphären beider Sphären innerhalb derselben Stadt ganz unterschiedlich und gegenläufig austariert sein konnten. Erst solches Verständnis erlaubt beispielsweise danach zu fragen, ob ein Bürger in seiner Beziehung zum Hof oder gar zum Fürsten für sich allein, für eine soziale Gruppe, den Rat oder für eine ganze Stadt steht⁵.

5 Vgl. SEGGERN, Harm von: Der Hof und die Stadt – La Cour et la ville (Kolloquiumsbericht), in: Mitteilungen der Residenzen-Kommission 14,2 (2004) S. 23–31.

Das Symposium hat unser Thema keineswegs erschöpft. Die komplexe Verbindung von Hof und Stadt eröffnet (a) auf neue Weise die Frage nach möglicher Forcierung frühmoderner Staatlichkeit, wenn man an Recht, Verwaltung und an die in der Residenzstadt wie in einem Brennglas beobachtbaren politischen Transmissionsprozesse denkt. (b) Unter den Stichworten »Netzwerke« sowie »Sozial- und Kulturtransfer« fordern Residenzlandschaften, wie sie z. B. der mitteldeutsche Raum bieten (Matthias Meinhardt) oder Schlesien (Andreas Rüter) zu einer Analyse sozialer, kultureller und ökonomischer Verflechtungen geradezu heraus. (c) Im Blick auf Fragestellungen der allgemeinen Stadtgeschichte sind die besonderen demographischen Veränderungen durch Residenzbildung von außerordentlichem Interesse, die (d) die Bezüge zur europäischen Urbanisierungsdebatte, in der Residenzstädte eine nicht unerhebliche Rolle spielen, stärker zu beachten hätte. Konzeptionelle Ansätze bietet u. a. Ulf Christian Ewert mit seiner Frage nach Standortpolitik und Wirtschaftsförderung. Umgekehrt sollte man auch (e) die Bewältigung von Depressionsphänomenen bei Abzug des Hofes oder Statusminderungen (von der Haupt- zur Nebenresidenz oder zum Witwensitz) nicht außer acht lassen. Im Zuge des nächsten Symposiums zur Hofwirtschaft gewinnt zudem (f) die Frage nach einer residenzspezifischen Wirtschaftsstruktur insbesondere in Hinblick auf Import, Produktion und Absatz von Bedeutung, wobei (g) den konkreten Versorgungsproblemen von Stadt und Hof in einer expandierenden Residenzstadt eigene Aufmerksamkeit zu widmen ist. Schließlich erscheint es reizvoll und möglich, nach einer Typologie der Residenzstädte zu fragen, unter Einschluß einer Typologie ihrer Strukturen und Kulturen.

Autoren

Patrick Boucheron, agrégé et docteur en histoire, ancien élève de l'École normale supérieure de Saint-Cloud, est maître de conférences en histoire du Moyen Âge à l'Université Paris I Panthéon-Sorbonne et membre junior de l'Institut universitaire de France. Ses travaux portent sur l'histoire urbaine, politique et culturelle de l'Italie à la fin du Moyen Âge. Il a notamment publié: *Le pouvoir de bâtir. Urbanisme et politique éditiltaire à Milan (XIV^e-XV^e siècles)*, Rome 1998 (Collection de l'École Française de Rome, 239), et dirigé, en collaboration avec Jacques Chiffolleau: *Les palais dans la ville. Espaces urbains et lieux de la puissance publique dans la Méditerranée médiévale*, Lyon 2004 (Collection d'histoire et d'archéologie médiévales, 13).

Guido von Büren, geb. 1974, Studium der Kunstgeschichte, Geschichte, Baugeschichte und Soziologie in Aachen. Mitarbeiter am Museum Zitadelle Jülich – Stadtgeschichtliches Museum Jülich, Schriftleiter der »Jülicher Geschichtsblätter – Jahrbuch des Jülicher Geschichtsvereins«. Mitarbeit am Projekt »Wege der Renaissance« des Weserrenaissance-Museums Schloß Brake. Mitglied im Vorstand der Wartburg-Gesellschaft zur Erforschung von Burgen und Schlössern. Forschungs- und Publikationsschwerpunkt: Architektur der Renaissance nördlich der Alpen und Festungsbau der Frühen Neuzeit.

Ulf Christian Ewert, geb. 1966, Studium der Betriebswirtschaftslehre, Geschichte, Soziologie und Politikwissenschaft in Kiel, Diplom-Kaufmann 1994, Promotionsstipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes 1995–1997, Promotion 1999 in Kiel mit einer Arbeit zu den Itineraren der burgundischen Herzöge aus dem Hause Valois, Postdoktorand am Max-Planck-Institut für demographische Forschung in Rostock 1999–2001, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Wirtschaftsgeschichte der Universität München 2001–2003, seit 2003 Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachgebiet Geschichte der Technischen Universität Chemnitz. Forschungsschwerpunkte: Fürstenhöfe im vormodernen Europa, Organisation des Handels im Spätmittelalter, Wirtschaftswachstum und Lebensstandard im vorindustriellen Europa, Quantitative Methodik und ökonomische Theorie in der Geschichtswissenschaft.

Claude Gauvard, docteur d'Etat, est professeur d'Histoire du Moyen Âge à l'Université Paris I Panthéon-Sorbonne, membre senior de l'Institut universitaire de France (chaire d'Histoire du Moyen Âge occidental) et membre du Laboratoire de médiévistique occidentale de Paris où elle dirige l'axe de recherche sur l'histoire des comportements et du lien social au Moyen Âge. Elle a été directrice de l'École doctorale d'Histoire de Paris I et elle a assuré la publication de la Revue »Hypothèses« de 1998 à 2005. Elle co-dirige la »Revue Historique« et elle vient de publier: *Violence et ordre public au Moyen Âge*, Paris 2005. Autres publications: *De grace especial. Crime, Etat et Société en France à la fin du*